

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.
Abonnementspreis: nebst den Gratiseilagen „Sonntagsfreude“ und „Sterne und Blumen“ durch die Boten zugestellt nur 50 Pfg. pro Monat, durch die Post bezogen nur 1,20 pro Quartal.

Wittener



Volks-Zeitung

Verantwortlich für den ganzen Inhalt:
S. Bringewald, Witten.

Telephon-Anschluss 130.

Centrums-Organ für das Ruhrthal.

Telegramm-Adresse:
Volkszeitung, Witten.

Druck und Verlag von
S. Bringewald, Witten.

SUPPENWÜRZEMAGGI mit

Ausverkauf wegen Umzug!

Umzugshalber

Stelle ich mein ganzes Lager in
Taschenuhren, Gold- u. Silberwaaren, Regulateure,
Wand- u. Wanduhren, Alfenide- u. Nickelwaaren,
Gabeln und Messer, Nähmaschinen, Kindertwagen,
Reisefässer, Handkoffer, Schließfächer, Spiegel in
allen Größen, Regenschirme, Herren- und Knaben-
Anzüge, Toppen, Hosen, Westen, Ueberzieher,
Paletots u.

zum Ausverkauf und bietet sich daher die günstigste Kaufgelegenheit.
Von Mitte Oktober ab befindet sich mein Geschäft Stein- und
Gerberstraßen-Ecke.

Wwe. Joh. Wilh. Wolff
Witten,
Nord- u. Breddestrassen-Ecke.

Treu bis in den Tod.

Es mögen jetzt etwa 35 Jahre sein, da ging der katholische Pfarrer Kobylowitsch von Dratow, einer kleinen Gemeinde in der Nähe der großen russischen Stadt Kiew, spät abends rasch zum Hause hinaus; den Mantel hatte er um sich geschlagen und außerdem durch Kopfbedeckung und Kragen sein Gesicht fast unkenntlich gemacht.
„Hochwürden gehen noch aus?“, bemerkte die alte Haushälterin, „wohin wohl? — damit ich Auskunft geben kann, wenn jemand fragen sollte.“
„Ich komme bald zurück“, erwiderte der noch ziemlich junge Geistliche etwas aufgeregt und unruhig; „du brauchst niemand wissen zu lassen, daß ich fortgegangen bin.“
Damit wandte er sich zur Thür.
„Hochwürden, ich wollte noch bemerken, daß Ihr Gewehr nicht an seinem Plage ist — ich finde es nirgends!“ — rief die ängstliche Frau dem Pfarrer nach.
„Ach was, das Gewehr — das wird sich schon finden“, sagte er hastig, und damit verschwand er in dem Dunkel der Nacht.
Die Haushälterin wandte sich einem hinteren Stübchen zu; hier lag das Mitterchen des Pfarrers im Bette, gebrechlich und alt. „Ach, wie bang ist mir“, seufzte diese, „ich meine, es müsse etwas Besonderes über mich kommen.“
„Und Hochwürden waren so sonderbar heute, ich kann es nicht begreifen“, fügte die Haushälterin bei; „es muß ein besonderer Gang sein, den er zu machen hat.“
„Es wird wohl wiederum eine arme Seele sein, inmitten der russischen Schismatiker, der er insofern beistehen muß“, tröstete die Mutter; „du weißt ja, wie schrecklich die russischen Beamten aus Katholiken verfolgen; wir wollen, wenn du mit deinen Arbeiten fertig bist, den schmerzhaften Rosenkranz für meinen Sohn beten.“
Der Pfarrer schritt unterdessen weiter und weiter dem Walde zu. Dort harrte ein Fußwerk an verborgener Stelle. Rasch stieg er ein, und fort ging's durch die Nacht. In der Nähe einer ansehnlichen Ortschaft wurde nach zweistündiger Fahrt Halt gemacht; der Pfarrer stieg aus und wandte sich einem großen Hause zu. Hier sahen wir eine ruhende Scene. Im hellbeleuchteten Zimmer, dessen Fenster aber sorgfältig verhängt und verschlossen sind, findet die Taufe eines Kindes statt. Der Vater und die Geschwister des Neugeborenen knien ringsum in Andacht, leise und rasch vollzieht der Priester die hl. Handlung. Dann spendet er der Wöchnerin die Aussegnung und wendet sich zum Gehen. „Tausendfaches Vergelt's Gott! Hochwürden“, flüsterte der Mann — offenbar ein höherer russischer Beamter — dem Scheidenden zu; „Sie haben uns einen unschätzbaren Dienst geleistet.“
„Wenn man mich nur nicht gewahrt wird“, erwiderte der Priester.
„Es geschieht nicht. Mein Zwan ist verschwiegen, und die Nacht ist dunkel. Aber Sie, Hochwürden, sehe ich an: verrathen Sie mich nicht, Sie wissen, ich kenne um Amt und Brot und würde fürchterlich gestraft, wenn die Regierung erfahren würde, daß ich katholisch bin. Ich bitte, ich weigere Sie und denken Sie an meine sechs Kinder!“
„Ich brauche es Ihnen nicht erst zu versprechen“, erwiderte der Geistliche, „es versteht sich ja von selbst, daß ich schweige, schweige unter allen Umständen; darauf gebe ich Ihnen mein priesterliches Wort.“
Eine Viertelstunde später sauste das Fußwerk wieder dahin durch die Nacht. Dem Priester ist's eigen ums Herz. Warum mahnt's ihn immer so sonderbar ängstlich zum Beten? Warum sagt's

ihm immer wieder: „Bete, damit du überwinden kannst?“ Warum sieht er immer wieder den Geiland so blutig vor sich unter der Kreuzeslast und hört ihn sagen: „Wenn du mein Jünger sein willst, so verleugne dich bis zur Kreuzesarmut und Verlassenheit, gib alles dahin für mich: ich will dann dein überaus großer Lohn sein.“ Warum so?
Und fester umfaßt der Pfarrer seinen Rosenkranz und betet. Am Waldbaum hält der Sittens wieder; er fristet aus, Zwan grüßt und kehrt um, der Pfarrer schreitet verstoßen dem Dorfe zu und betritt unbemerkt sein Haus. Aber da kommt ihm schon die Haushälterin entgegen, die Augen voll Thränen, und ruft: „O, Herr Pfarrer, wie lange wartet man schon auf Sie! Man hat den Defonomen Pietrow erschossen gefunden.“
„Meinen Vetter?“ rief der Pfarrer erschrocken aus.
„Ja, den Mann Ihrer Nichte“, bestätigte die Haushälterin; „er ist ermordet worden. Man wollte es Ihnen anzeigen, der Hilfsorganist ist wohl ein halbwegs Mal dagewesen samt einigen Begleitern, und ich habe ihnen feierlich versichern müssen, das der Herr Pfarrer nicht anwesend sei.“
„Hat Pietrow noch eine Zeit lang gelebt?“
„Nein, er war tot, als man ihn fand.“
„In Gottes Namen! Nun laß mich allein.“
Damit schritt der Pfarrer die Treppe hinauf. Es war ein Uhr nachts. Wenige Minuten nachher schlief er fest.
Als er wieder erwachte — es war kaum eine Stunde nachher —, fand ein russischer Polizeibeamter samt ein paar Kosaken vor dem Lager des Geistlichen.
„Sie sind verhaftet“, sagte der erstere, „stehen Sie sofort auf.“
Sofort zum Untersuchungsrichter gebracht, erhielt der entsetzte Geistliche die Kunde, er sei wegen Verdachts des Mordes an dem unglücklichen Bauern verhaftet. Das Doppelgewehr des Geistlichen war, noch vom Pulverdampf geschwärzt, in der Sakristei gefunden worden, die tödliche Kugel war aus dem Gewehr gekommen, der Pfarrer hatte dies selbst nicht leugnen können.
Wie ist das Gewehr in die Kirche gekommen? — Wie kam es aus ihrem Zimmer? — Wer hat es weggenommen? — Wer abgeschossen? — Auf all diese Fragen hatte der Pfarrer nur die Antwort: Ich weiß es nicht. Aber diese Antwort gilt eben bei Gericht nicht viel.
Ob der Herr Pfarrer einen Verdacht auf jemand habe, der den Bauern getötet haben könnte, wurde weiter gefragt.
Der Pfarrer fragte entgegen: „Wer hat den Verdacht auf mich gelenkt? Wer hat das Gewehr gefunden und die Sache angezeigt?“
Er bekam keine Antwort darauf und fügte nun an: „Da ich einen Unschuldigen auch nicht in die geringste Verlegenheit bringen möchte, so will ich den Gedanken verschweigen, der mir eben aufgestiegen ist, — es wäre zu gräßlich.“
Der Beamte erhob sich jzt und fragte laut und bestimmt: „Herr Pfarrer, gestehen Sie, Sie haben den Bauern Pietrow erschossen?“
Der Pfarrer erhob sich ruhig und ma(estätisch, blickte den Beamten offen und gerade an und sprach: „Gott weiß, ich habe eine solche That nicht begangen, ich weiß nichts davon; ich bin unschuldig.“
„Hatten Sie aber mit dem ermordeten Manne Ihrer Nichte früher Wortwechsel und Streit?“ fragte der Beamte weiter.
„Ich war gegen die Heirath, weil ich wußte, daß meine Nichte mit diesem Manne nicht glücklich werde, und das hat sich bewahrheitet. Die beiden lebten höchst unglücklich. Ich habe ihm, aber auch meiner Nichte ihre Schuld vorbehalten, um sie zu bessern.“

„Sie leugnen also, den Pietrow getötet zu haben?“
„Ich habe ihn nicht getötet.“
„Wohlan — wo waren Sie zu der Zeit, da der Mord vorfiel?“
Der Pfarrer erbläste. In dieser Zeit hatte er die heimliche Taufe vorgenommen. „Ich — ich war — darüber kann ich keine Auskunft geben“, sprach er endlich.
„Waren Sie zu Hause?“
„Nein.“
„Ist jemand mit Ihnen gegangen?“
„Nein.“
„Bleiben Sie um diese Zeit auszugehen?“
„Nein — nur wenn die Amtspflicht mich ruft.“
„Letzteres war aber nicht der Fall — ich frage noch einmal: wo waren Sie zur Zeit des Mordes?“
„Weissen Sie mit Zeugen nach, daß Sie irgendwo anders waren als an der Stelle der That, dann sind Sie frei.“
Der Pfarrer schwieg. „Ich bin trotz alledem nicht schuldig“, sprach er, „wenn Gott es zuläßt, so bin ich bereit, auch unschuldig zu sein.“
„Sie sind der Mörder!“ rief der Beamte, „Sie und kein anderer! — führt den Gefangenen ab.“
Einige Tage später öffnete sich die Thür des Verhafteten, und es trat der Hilfsorganist und Staats-schullehrer aus dem Orte des Geistlichen. Verwundert blickte der Geistliche auf. Warum kam dieser Mann zu ihm? Der russische Oberbeamte hatte dem Pfarrer zuleide den Namen in Dratow angeteilt, um erziehen möglichst zu plagen, und das hatte auch der Hilfsorganist gethan. Auf alle erdenkliche Art hegte er gegen den treuen Geistlichen und suchte ihn bei der russischen Regierung anzuschwärzen. Nun aber kam er ganz gebeugt herein und warf sich weinend zu den Füßen des Pfarrers nieder. „Hochwürden“, rief er, die Hände ringend, „o helfen Sie mir Ruhe finden — hören Sie meine Beichte an.“
Eine halbe Stunde — dreiviertel Stunde dauerte es, bis der Kerkler sich öffnete. Gleich und verfort trat der Organist heraus und ging rasch von dannen. Draußen vor dem Gefängniß aber schaute er nochmals mit triumphierendem höhnischem Blicke hinauf zu dem vergitterten Fenster und murmelte: „Jetzt ist ihm der Mund geschlossen — nun bin ich sicher.“
Der Pfarrer aber kniete in seiner Zelle. Er hatte sein Angesicht in den Händen begraben und betete und höhnste abwechselnd.
„Nicht mein Wille, sondern der deine“, murmelte er, „gib Gnade Herr, zu dem, was du befehlst, und leg mir auf, was du willst.“
Sechs Wochen später fand die Verhandlung statt. Der Pfarrer weigerte sich, zu sagen, wo er während der verhängnisvollen Zeit gewesen, und ebenso, ob er niemand in Verdacht hätte. Er beteuerte einzig eine Unschuld; aber umsonst. Alles sprach ja für seine Schuld; das Gericht erkannte nach kurzer Verhandlung den Pfarrer Kobylowitsch von Dratow als schuldig des Mordes und verurtheilte ihn zu lebens-länglicher schwerer Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken.
„Gottes Wille geschehe“, war das letzte Wort des Geistlichen, „nach dem Glend und Jammer dieser Erde kommt bald die Seligkeit, welche den Lohn und die Rechtfertigung mir bringen wird. Bis dahin harre ich mit Gottes Hilfe aus in Schmach und Pein.“
Nicht lange dauerte es, nachdem er ins Gefäng-nis zurückgebracht war, da trat der Defan herein, befohl dem Pfarrer, sich zu erheben, und las ihm den Erlaß seines Bischofs Boromsky aus Jytowierz vor, in welchem dieser über den des Mordes über-weisenen Priester die große Exkommunikation aus-sprach und ihn aus den Geistlichenstande degradierte.

„Ich küsse die Hand meines Bischofs“, sprach der Ausgestoßene, mühsam nach Fassung ringend — „er weiß nicht — er weiß nicht, Gott wird mich —“
Der Arme brach zusammen und stürzte ohnmäch-tig auf den Boden. — Daß sein Mitterchen gestor-ben war, vernahm er mit Ruhe: „Jetzt weiß sie schon, daß und warum ich unschuldig bin!“
Einige Wochen später trat ein Zug Sträflinge, zwei und zwei zusammengeklüffelt, zu Fuß den Weg nach Sibirien an. Es mochten ihrer 100 sein. Unter ihnen war der einstige Pfarrer von Dratow. Noch einmal von der letzten Höhe schaut er zurück zu seinem Dorfe; ein Stoß mit dem Langenichaf von seiten eines Kosaken trieb ihn weiter.
Zwanzig Jahre sind dahin.
Im Pfarrdorfe Dratow waltet längst ein anderer Pfarrer. Der Organist war noch im Orte, aber er schlich krank und unsittlich umher. Seine Frau, die Nichte des verurtheilten Pfarrers und Witwe des ermordeten Pietrow, die er bald nach dessen Tod geheiratet hatte, kniete oft stundenlang in der Kirche betend und weinend.
Und drüben in der benachbarten Stadt, im Hause jenes Beamten, dessen Tochterlein der längst von allen vergessene Pfarrer Kobylowitsch in stiller Nacht getauft hatte, ging's unheimlich zu. Aus einem verschlossenen Zimmer ertönten oft Klageklänge um furchtbare Beherufe, dazwischen hörte man ein wahn-sinniges Weib von einer Taufe, dem katholischen Geistlichen, dem orthodoxen Papste erzählen in abgebrochenen Sätzen.
„Die arme, arme Mama“, seufzte dann ein blasse, unschuldige Jungfrau im blühendsten Alter — der einstige Täufling; und sie fügte an: „Nicht wahr Papa, wenn vollends Johanna größer ist, dann dar-ich ins Kloster? Ich will dem lieben Gott mein Leben schenken, daß die Mama wieder gesund und Du wieder froh wirst.“
Und der greise Beamte hatte traurig ja gesagt. Ach, er wußte ja zu gut, daß er durch sein feige Schweigen den Pfarrer ins Unglück gebracht und daß seine Frau darob den Verstand verloren hatte.
Es war spät am Abend, da stand der neu Pfarrer von Dratow am Sterbebette des Organisten und Staatslehrers. Nachdem er ihn mit den hei-Sterbesakramenten versehen hatte. Er öffnete die Thür und lud die schon harrenden Gemeindegäste und Beamten ein, herzutreten und zu vernehmen, was der Sterbende ihnen sage. Und der bekann-nun alles: daß er den Bauern Pietrow erschossen um dessen Witwe heirathen zu können, daß er den Verdacht auf den Pfarrer gelenkt, und endlich, da er dem Pfarrer den Mord beigeicht habe. — „I- wußte, daß der Geistliche lieber als Verbrecher stirb-als das Beichtiegel verlegt“, fügte er bei: „I- habe mich nicht getäuft, Gott sei mir gnädig. Bald darauf starb er.“
Sofort wurde das Urtheil gegen den Märtyrn aufgehoben und dessen Freilassung verfügt. Als na- Wochen das Schreiben nach Sibirien kam, da zuck der dortige Oberbeamte die Achseln: „Zu spät sprach er, der Mann ist seit vier Jahren tot, gesto-ben in den Bergwerken. Schade — er war so fit und hat immer gebetet.“
Der Himmel war um einen Märtyrer reicher die Kirche um ein glorreiches Zeugniß zu Ehren d- heiligen und legendreichen Wüstakramentes.
Die erzählte Begebenheit sammt den angegebenen Namen ist, soviel ermittelt werden konnte, vollständig der Wahrheit nach wiedergegeben.
Gottes heilige Kirche ist groß in ihren Bekenne

Raum haben sich in Deutschland die Erörterungen über die Ergebnisse der Reichstagswahl etwas gemindert, da beginnt schon hier und da in Preußen die Diskussion über die künftigen Landtagswahlen. Der Termin für diese ist noch nicht bestimmt; wahrscheinlich wird er in das Ende des October oder den Anfang des November fallen. Ob der neue Landtag uns, wie man annehmen möchte, die Erfüllung der Forderung des Reichstags betr. des Vereinswesens bringen wird, ist noch nicht bestimmt; wenigstens hält es die „Post“, die ja zu den Ministerien gute Beziehungen hat, noch nicht für sicher. Das Thema von einer conservativen Mehrheit hat eine neue Variation erhalten. An Stelle der National Liberalen im Sinne des Herrn Böttigch soll nach dem Centralorgan der Socialdemokraten die Freisinnigen eintreten, gegen eine Mandatsvergrößerung auf Kosten der Polen die conservativen Mehrheit zu sichern. Die Meinung trug von vornherein den Charakter der Erfindung an sich und als solche ist sie auch von dem Führer der freisinnigen Volkspartei, dem Abg. Richter, gekennzeichnet worden. Das hindert aber die Freisinnigen nicht, gleichwohl ihre Hoffnung auf die Freisinnigen zu setzen. Aus den Nachrichten zur Reichstagswahl verdient hervorgehoben zu werden, daß dem Bunde der Landwirthe von den Conservativen eine Abfertigung zu Theil geworden ist. Es wird ihm vorgerechnet, daß er bei den Wahlen sehr wenig erreicht habe, daß er insbesondere die Antisemiten nicht habe schützen, den Conservativen nicht zu bedeutenden Erfolgen habe verhelfen können und daß er beim Centrum, das sich ihm gegenüber strikt ablehnend verhalten habe, gar nichts erreicht habe. Es wird dem Bund daher gerathen, von dem Bestreben abzulassen, Partei spielen zu wollen und sich schon den Conservativen anzuschließen. Der Bund leugnet, daß er eine selbstständige Partei habe sein wollen, obwohl dies mahnig bekannt ist. Der Mißerfolg der Wahlen zwingt eben den Bund gegenwärtig zu einer vorläufigen Haltung. Nachdem die Thomasmehlfäße in den Hintergrund getreten ist, hatte der Bund in einer neuen Angelegenheit sich zu rechtfertigen. Bezüglich des Verkaufs von Rainitz war ihm eine ähnliche Geschäftspraxis wie beim Verkauf von Thomasmehl von der „Frei. Zig.“ vorgeworfen worden.

Daß die Unzufriedenheit mit den Ergebnissen der Reichstagswahlen die Stimmen nach einer Aenderung des Reichstagswahlrechts mehren würden, war vorausgesetzt; die Sache ist nachherde wieder wichtig geworden. Auch die zu erwartenden Reichstagsvorlagen beschäftigen die Presse. Insbesondere verdient genau, was von Forderungen für das Militär verhandelt. Zu den bereits bekannten Verlautbarungen ist eine neue hinzugekommen, daß nämlich drei Telegraphen-Bataillone errichtet werden sollen.

Festigen Angriffen war das Centrum sowie das katholische Volk überhaupt ausgesetzt wegen der künftigen Ermählung des Bruders der Kaiserin mit einer katholischen Prinzessin, weil die katholische Kirche bei einer eingezeichneten Mißthe für die katholische Erziehung die Erfüllung gewisser Bedingungen fordert. Ein großer Apparat wurde in Bewegung gesetzt, um die katholische Kirche der Intoleranz und des Fanatismus zu zeigen.

Der Beschluß des Oberverwaltungsgerichts in dem Proceß des Vereins Berliner Getreide- und Productenhandeler gegen den Polizeipräsidenten von Berlin vom 7. Juli d. J. ist nun bekannt gegeben. Danach ist die Sache verurtheilt worden, von beiden Parteien das in der Verhandlung vom 2. Juli d. J. von dem Ministerialcommissar beigebrachte neue Material für die Auslegung des § 1 des Reichsbürgergesetzes, sowie ferner der Verklagten die von dem Vertreter des Klägers überreichten Schriftstücke, welche durch die von dem letzteren beantragte Enquete entstanden sind, zugänglich zu machen. Da dürfen bis zu einer endgültigen Entscheidung noch einige Monate vergehen.

In Oesterreich ist die Odmännerkonferenz der vereinigten deutschen Parteien der Witten in der verflochtenen Woche endlich zusammengetreten, um sich mit der Frage zu befassen, ob man sich mit dem Grafen Thun in verbindliche Verhandlungen betr. die Sprachfrage einlassen solle. An mehreren Tagen wurden

Sitzungen abgehalten. Das Resultat der Verhandlung war, daß die Einleitung der Regierung zu den Verhandlungen über die Grundzüge ihres Sprachengesetzes einstimmig abgelehnt wurde. Die Ablehnung wurde damit begründet, daß eine unbefangene Prüfung der Sprachenvorläge der Regierung ergebe, daß diese nicht nur keine Verbesserung des jetzigen Zustandes in Böhmen und Mähren seien, sondern geradezu eine Verschlechterung herbeiführen würden. Damit betrahten die Klubmänner ihre Aufgabe bis auf weiteres erledigt. Was wird Graf Thun nun beginnen? Wird er den Forderungen der Deutschen nachgeben oder steht der Staatsfremd in Aussicht. Daß die Tschechen noch nachgeben würden, darf jetzt als für alle Fälle ausgeschlossen betrachtet werden. Am Sonntag hielten Anhänger Schönerers in Eger eine Versammlung ab zur Erinnerung an den vorjährigen Egerer Volkstag. In einer Resolution wurde allen Deutschen das Festhalten an ihrem vorjährigen Schwur in Eger ans Herz gelegt.

In Frankreich hat das Cabinet Brisson Stellung zu der Dreyfus-Angelage genommen. Wie diese ausfallen würde, darüber konnte man sich von Anfang an nicht täuschen, denn Cavagnac verstand sein Portfeuille als vorwiegend seiner Dreyfus'schen Haltung. Cavagnac verlas mehrere Schriftstücke, deren Gehalt von anderer Seite stark angezweifelt wird, um die Schuld des Dreyfus darzutun, und erklärte, daß es nicht zu einer Revision des Urtheils kommen werde. Der Verteidiger Dreyfus hat nun an den Justizminister Carrien ein Schreiben gerichtet, in dem er bezeugt, daß von den von Cavagnac in der Kammer verlesenen Schriftstücken weder ihm noch Dreyfus Mitteltheil gemacht worden sei. Das wird aber alles nichts nützen, die Sache soll nun einmal todt gemacht werden. Eine gerichtliche Verfolgung ist gegen Oberst Picquart beschloffen worden. Derselbe soll das Amtsgeheimnis verletzt haben, weil er die Beweisurtheile von Cavagnac verlesenen Schriftstücke bezweifelt hat. Wenn eine Verletzung des Amtsgeheimnisses stattgefunden hat, so hat sie Cavagnac mit der Verletzung selbst begangen. Eine neue Wendung ist hinsichtlich der Person Scherhaghs eingetreten. Derselbe ist mit seiner Geliebten Madame Bapz verhaftet worden. Die Verhaftung soll auf Grund einer Prüfung verschiedener Schriftstücke beschloffen worden sein, die, wie man annimmt, von Scherhagz blickt und von seiner Geliebten geschrieben sein sollen. Nach einer anderen Version ist die Verhaftung die Ursache der Verhaftung. In dem Verleumdungsproceß der Scherhagz'schen Angelegenheit gegen 30 La wurde letzterer vom Zuchtpolizeigericht zu 2000 Francs Geldstrafe und 15 Tagen Gefängnis unter Anwendung des Gesetzes über den Strafschub verurtheilt. In der sensationellen Dreyfus-Geschichte hat sich eine neue Sensation ereignet. Angelegenheit hingeworfen, die von der Ehrenhaftigkeit des früheren Ministers Zurell zeugt. Dieser hatte, um bei den Wahlen seinen Gegnern, einen ehemaligen Major, zu compromittiren, einem Blatte die Militäracten desselben mitgetheilt; als die Sache aus der Welt, schwor er, daß der Haupt seiner Mutter und bei seiner Eide, daß das unwar sei. Hinterdrein mußte er seine ablebige Handlung eingestehen. Die Wähl wurde natürlich cassirt.

In Italien hat das neue Cabinet Pelloni ein Vertrauensvotum der Kammer erhalten für die Politik, die es zu treiben gedenkt. Ein großer Theil des Volkes steht sicher nicht hinter diesem Votum, namentlich die Katholiken.

Von dem spanisch-amerikanischen Kriegsschauplatz ist zu berichten, daß wiederholt ein Bombardement auf Santiago stattgefunden hat, aber ohne Erfolg. An sensationellen Gerüchten über das Bombardement fehlt es nicht; indessen lassen sich dieselben auf ihre Richtigkeit hin nicht kontrolliren. Die Deutschen, welche in Santiago weilten, sind in Sicherheit gebracht. Es schienen Friedensverhandlungen im Gange zu sein. Es wäre wünschenswert, wenn dieselben zum Ziele führten. Denn einmal würde unnützes Blutvergießen verhütet und auf der anderen Seite würde Spanien jetzt besser abstellen, als wenn dasselbe es noch auf neue Katastrophen ankommen ließe. Im Ministerrath soll denn auch die Stimmung für den Frieden zunehmen. Camara kehrt nach Spanien zurück.

* Katholische Heilanstalten für Alkohol-Patienten.

Vor einigen Monaten bildete sich ein Comité

von Herren in Essen und Umgebung zur Errichtung einer Heilanstalt für Alkohol-Kranke. In den nächsten Tagen soll ein Grundstück in jener Gegend im Landkreise zu diesem Zwecke angekauft werden. Für die Leitung der Anstalt ist eine katholische Ordens-Genossenschaft in Aussicht genommen.

Zur Bedürfnisfrage solcher katholischen Heilanstalten für Alkohol-Patienten lassen sich eine Reihe Gründe aufzählen, deren wichtigste folgende sein dürften.

Nach § 6 des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs können Trunksüchtige entmündigt werden. Da das Gesetz in kurzer Zeit in Kraft tritt, so können katholische Alkoholisten nicht in eine Anstalt einzutreten veranlaßt werden, da gegenüber ca. 15 evangelischen Heilanstalten noch keine katholische existirt. Wenn auch noch nicht gesetzlich die Zulässigkeit ausgesprochen ist, die auf Grund dieser Bestimmung entmündigten Trinker in eine geeignete Anstalt zu bringen, so wird doch auf dem Boden dieser gesetzlichen Bestimmung mancher Alkoholist durch moralische Einwirkung zu einem Heilverfahren in einer Anstalt sich bewegen lassen.

Die Errichtung der evangelischen Anstalt Kurhaus Sisoah in Vintorf im Jahre 1879 wurde seiner Zeit von Geheimrath Professor Dr. Belman in Bonn in der „Deutschen Medic. Wochenschrift“ freudig als ein Ereignis begrüßt, das werth sei, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise und besonders die der Herren Aerzte auf sich zu ziehen, da man nun endlich einen Ort habe, wohin man Trinker aus gebildeten Familien schicken könne, um ihre Besserung zu versuchen.

Das Bedürfnis für Rettungs-Anstalten, schreibt derselbe Geheimrath auf eine Anfrage bezüglich Errichtung einer katholischen Heilanstalt am 30. Juni d. J., liegt so offen auf der Hand, daß es für Jeden, der überhaupt sehen will, einer Begründung förmlich nicht bedarf. Bisthen stehen mir nicht zu Gebote, d. h. nicht für Essen und die katholische Bevölkerung, daß aber dort viel getrunken wird, viel mehr als gut und erlaubt, das steht ohne Weiteres fest. Auch die geistliche Leitung bedarf wohl keiner Bestätigung.

Den fehlenden Halt soll dem Trinker die Religion geben und die Leiter der Anstalt müssen mit dem Beispiel der Enthaltensamkeit vorangehen und das werden die Brüder thun.

Das Bedürfnis einer katholischen Heilanstalt wird besonders von den Leitern der evangelischen Anstalten Vintorf, Bielefeld anerkannt; auf die katholischen Patienten, welche sie aufzunehmen in der Lage sind, bedauern sie, nicht die entsprechende Rücksicht nehmen zu können; viele Anfragen müssen sie zurückweisen. In derselben Lage sind katholische Heilanstalten immer wieder verneinen müssen.

Es existirt erst eine katholische Heilanstalt in der deutschen Schweiz; dieselbe besteht seit zwei Jahren, hat gute Resultate (im Durchschnitt 30 Prozent Gebilte), ist jedoch für die deutschen Katholiken zu weit und würde auch keinen Platz bieten.

Wie die Bedürfnisfrage auch in Oesterreich anerkannt ist, zeigt der diesjährige Beschluß des niederösterreichischen Landtages zur Errichtung einer solchen Anstalt in Korneuburg. Der dortige Landesauschuss beauftragte vor ein paar Jahren den Dr. A. Tilschowski zu einem Besuche der Trinkerheilanstalten Deutschlands und der Schweiz. Ihre Leistungen sind beschrieben in den Jahrbüchern Psychiatrie, Bd. 12, S. 1. und 2. In allen deutschen und einer Schweizer evang. Anstalt fand er die geistliche Oberleitung. Hinsichtlich der Religion als Heilmittel der Trunksucht äußert sich der englische Arzt Dr. Norman Kerr: „Ganz abgesehen von geistlichen Rücksichten ist zur erfolgreichen Behandlung der rein menschlich betrachteten Krankheit der Trunksucht die Religion ein wichtiges Moment. Hat die Trunksucht eine physische Seite, so hat sie auch eine sittliche und ich kenne — nur vom ärztlichen Standpunkt redend — in der ganzen Pharmakopoe kein tonisches Mittel, das nur entfernt mit dem wahren Glauben an einen lebendigen Gott verglichen werden könnte, um die Furcht zu lindern, den Zweifel zu heben und die Entschlüsse zu kräftigen bei dem furchtsamen, zweifelnden und im Willen so geschwächten Trinker.“

Wie das Bedürfnis nach einer katholischen Anstalt allgemein in Deutschland von den besten Kreisen

gefühlt wird, zeigt der vor 2 Jahren erlassene Aufruf des Centralcomitees zur Errichtung von katholischen Trinker-Heilanstalten, die Resolutionen der katholischen Versammlung, sowie die Verhandlungen des Caritas-Tages, die Bepfehlungen auf den Delegirtenkongress der Arbeitervereine und Socialisten. Insbesondere beachtenswerth sind die Stimmen der deutschen Kirchenfürsten zu Gunsten des Unternehmens, sowie des schweizer Episcopates. So schreibt der Bischof von Köln, Dr. Schmitz: „Ich begrüße das Unternehmen von ganzem Herzen. Es werden katholische Trinker-Asyle zu Stätten geistiger Auferstehung unserer Brüder. Die Folgen der Trunksucht machen sich in Zerrüttung des Familienlebens und im sozialen Elend der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens unserer Bevölkerung vielfach in erschreckender Weise geltend.“ Und der Bischof von Hildesheim: „Die beabsichtigte Gründung katholischer Trinker-Heilanstalten begrüße ich mit inniger Freude... Daß solche Anstalten in unseren Tagen besonders nothwendig sind, und daß das beklagenswerthe Elend Trunksüchtiger in der Regel nur durch solche Anstalten gehoben wird, bestätigt die tägliche Erfahrung.“ Der Bischof von St. Gallen nennt die Gründung von solchen Heilanstalten ein eminent christliches, patriotisches und zeitgemäßes Liebeswerk, wodurch viele Familien vor Verarmung und Ausartung bewahrt, viele unsterbliche Seelen gerettet und einem der schlimmsten Uebel der Zeit mit Erfolg entgegen gewirkt wird.

Vermischtes.

* Cuxhaven, 13. Juli. Bescheidenheit ist eine Tugend. So dachte jedenfalls auch ein Fremder, der kürzlich Abends den Laden eines Schlächtermeisters in Cuxhaven betrat und an den Meister die Frage richtete: „Haben Sie gute Wurst und was für welche?“ Dienstfertig antwortete der Meister: „Sie können vorzügliches Mett-, Blut- und Leberwurst erhalten.“ „Könnte ich die Wurst mal probiren?“ fragte der Fremde lächelnd. „Richt gern.“ antwortete der Verkäufer ercent, in der Hoffnung, dem anständig gekleideten Frageseller recht viel von seiner Waare zu verkaufen. Bezaglich verzehrte dieser die nicht zu knapp geschnittenen Scheiben der verschiedenen Wurstsorten und sagte dann mit befriedigter Miene: „Sie haben nicht zu viel gelagt, die Wurst ist vorzüglich. Guten Abend!“ Verblüfft rief der Meister: „Ja, wollen Sie denn keine Wurst mitnehmen?“ „Nein, ich danke schön, ich bin nun satt!“

Seit der Nordpolballonfahrt Andrees und seiner Begleiter Strindberg und Fränkel war am 12. Juli gerade ein Jahr verfloßen. Bis zur Stunde liegt auch nicht ein einziges sicheres Zeichen vor, das einen Anhalt dafür geben könnte, welche Richtung Andrees Polarballon „Adler“ eingeschlagen hat, wo die Expedition gelandet ist oder welchem Schicksal selbst sie entging. Zwar hat es an einer ganzen Menge Gerüchte nicht gefehlt, wonach der Ballon bald hier, bald dort gesehen sein sollte, aber bei der Art der Expedition ist nicht zu verwundern, daß sie im Laufe des Jahres so viel von sich reden gemacht hat. Die Luftballonreise mußte sich innerhalb einiger Wochen abspielen, sie hat höchstwahrscheinlich noch vor Ablauf des Monats, in dem sie begann, ihr Ende gefunden, aber im Gegensatz zu anderen Polar-Expeditionen, die ihren Weg wählen konnten, war Andree dem Winde preisgegeben, wenn er auch mit Hilfe seiner Schlepptau und seiner Segelmaschine im Stande gewesen sein mag, eine Ablenkung von der Windbahn zu erzielen. Nun beginnt die Zeit, in der wir mit einiger Wahrscheinlichkeit Nachrichten von Andree entgegennehmen können, wenn er noch am Leben ist. Andree selbst hielt es nicht für glaublich, daß vor dem Spätkommer 1898 zuverlässige Nachrichten über die Expedition eintreffen könnten. Aus dem Verbleiben von Mittheilungen bis jetzt muß man schließen, immer vorausgesetzt, daß Andree mit seinen Gefährten noch unter den Lebenden weilt, daß die Landung oder die Ueberwinterung der Andrees'schen Expedition in einem entfernten Nordergebiet erfolgt sein muß, da es andernfalls der Expedition schon im vorigen Jahre hätte möglich sein müssen, in Verbindung mit der bewohnten Welt zu kommen.

* Mittelschleiche Wochenschrift. Warum sieht der einjährige Richterling Kneimier eigentlich immer so bedrückt aus? Dem hat sein Hauptmann in der Front einen Redacteur und einen Nordmacher zu Nebenmännern gegeben.

kleines Denksystem.

„Eine Sicherheits-Schiffswand.“ Der Untergang der „Bourgoigne“ mit allen seinen schrecklichen Einzelheiten lenkt wieder einmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Anstrengungen, denen sich die Schiffsbaukunst und die Behörden von Jahr zu Jahr in erhöhtem Maße unterziehen, um derartige Katastrophen, soweit es in Menschenkräften steht, zu verhüten oder wenigstens in ihren entsetzlichen Wirkungen abzumildern. Die Einführung der wasserdichten Querschotten bedeutet auf diesem Wege ohne Zweifel einen guten Schritt vorwärts, aber alle Katastrophen der letzten Jahre zeigen doch, daß das Mittel nur zu oft das Unheil nicht abwenden oder auch nur aufhalten kann. Nach dem Untergang der „Eibe“ wurde in nautischen Kreisen die Frage angeregt, ob man nicht zu der alten Form des überhängenden Vordersteuens zurückkehren solle, den man bei einem Zusammenstoße für weniger gefährlich hielt als den heute üblichen fast senkrecht stehenden Vordersteuen. Der deutsche nautische Vereinstag kam jedoch nach gründlicher Prüfung zu der Ansicht, daß mit der Rückkehr zum Alten nichts gewonnen sei, und verneinte daher die Frage. Einen ganz neuen Weg schlägt jetzt Herr A. C. Darmer aus Straßburg mit der Erfindung einer Sicherheits-Schiffswand ein, die bereits die Anerkennung des kaiserlichen Patentamtes gefunden hat. Herr Darmer legt den Schwerpunkt ganz auf die Schiffswand selbst. Er will sie so bauen, daß sie bei einem Stoß oder Druck einen elastischen Widerstand bietet, der die Wirkung des Zusammenstoßes wesentlich abschwächt. Wenn trotzdem ein Theil der Schiffswand zerbricht werden sollte, so kann sich doch immer nur ein bestimmter Theil der Schiffswand mit Wasser füllen, und das Schiff wird durch comprimirt Luft, die die Schwimmfähigkeit wesentlich erhöht, über Wasser gehalten. Nichts darauf, daß die Patentverhältnisse noch nicht überall geregelt sind, können wir Näheres

über die Erfindung noch nicht mittheilen. Es wird aber schon in der nächsten Zeit ein praktischer Versuch gemacht werden. Durch Vermittelung einer Dantgesellschaft hat der Erfinder mit einer Schiffsverft ein Abkommen getroffen, daß diese zunächst ein Probefahrig baut. Die Reueung kann leicht auch für solche Schiffe nutzbar gemacht werden, die sich schon im Gebrauch befinden.

Manuscripte für Zeitungen. Der Redacteur eines englischen Blattes, der sich ohne Zweifel, wie alle seine Kollegen, häufig mit schlechten Manuscripten abzugeben muß, hat in einem Anfluge von „Galgenthumor“ seinen Correspondenten folgende satyrische Rathschläge wiederholt, die schon einmal vor Jahren durch die Presse liefen: „So lange Sie zum Schreiben etwas Anderes als Feder und Tinte gebrauchen können, hüten Sie sich, dieselben zu verwenden. Die Schrift könnte leicht zu deutlich sein und würde dann die Aufmerksamkeit des Redacteurs und des Lesers nicht genügend fesseln. Sind Sie aber durch den Zufall bemüht, mit Tinte und Feder zu schreiben, so hüten Sie sich wenigstens, bei dem Wenden des Papiers Rückpapier zu benutzen; dies ist schon längst aus der Mode. Wenn Sie einen Rechts machen, mögen sie sich Ihrer Junge bedienen, um ihn zu entfernen. Derart wird es Ihnen aus gelingen, denselben auf einen größeren Raum und in gleichmäßiger Weise auszubreiten. Ein intelligenter Leser sieht sich nie mehr geschmeichelt, als wenn es gilt, einige zwanzig Wörter, die durch dieses Verfahren unleserlich gemacht wurden, zu entziffern. Wir selbst haben deren mehrere eine halbe Stunde damit zubringen, sich eine Stelle zu lesen; während dieser Zeit fluchten sie wie die Matrosen, was bei ihnen darauf deutet, daß sie höchst guter Laune sind. Wenden Sie nie Interpunctionen an; und ist es sehr angenehm, wenn wir errathen müssen, was Sie eigentlich sagen wollten. Große Anfangsbuchstaben zu gebrauchen, ist ebenfalls überflüssig, so könnten wir wenigstens die Interpunctionen nach eigenem Gutdünken anwenden. Es ist vollkommen unnöthig,

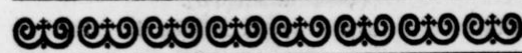
sich eine leserliche Handschrift anzueignen, dieselbe verräth immer eine plebejische Abstammung und berechtigt überdies zu der Annahme, daß Sie in einer öffentlichen Schule Ihre Ausbildung erhalten haben. Eine schlechte Schrift deutet auf Genie hin. Viele Schriftsteller machen sich überhaupt auf diese Weise bemerkbar. Schließen Sie daher bei dem Schreiben die Augen und schreiben Sie so unleserlich wie möglich. Auf Eigennamen ist nicht besonders zu achten, denn jeder Leser kennt den Vor- und Zunamen eines jeden Mannes, Weibes und Kindes auf der ganzen Welt, und wenn wir nur den Anfangsbuchstaben eines Namens errathen zu können glauben, so genügt dies vollkommen; wohl ist es wahr, daß wir jüngst Samuel Marisgon statt Samuel Messinger gedruckt haben, doch wird dadurch gewiß kein gebildeter Leser irregeführt worden sein. Also nochmals, achten Sie nicht auf Eigennamen. Sehr vorthelhaft ist es, beide Seiten des Papiers zu beschreiben und wenn sie vollgeschrieben sind und man einige Hundert Zeilen beifügen muß, empfiehlt es sich, über die Quere zu schreiben, denn noch ein Blatt deshalb zu opfern, wäre wahrlich des Guten zu viel gethan. Wir sind im siebenten Himmel, wenn wir solch ein Manuscript in Händen haben; am liebsten wäre es uns, wenn wir auch den Schreiber in einem stillen Winkel unter unseren Händen hätten. Wie wäre die Sache! Das braune Packpapier ist zum Schreiben besonders verwendbar; wenn Sie aber eben feins haben, so kann man auf der Straße wohl im Vorbeigehen von einem Platte das nöthige Papier abreißen. Falls man sich eines solchen Papiers bedient, ist es rathsam, auf jene Seite zu schreiben, welche befeuchtet ist. Wenn ein Artikel beendet ist, so trage man ihn, ehe er der Redaction zugefandt wird, einige Tage in der Tasche mit sich herum. Wurde der Artikel mit Bleistift geschrieben, so sind die Vortheile dieses Systems unschätzbar. Schreiben Sie ein oder das andere Blatt zu verlieren; die Zusammenfügung loser, nicht nummerirter Blätter macht uns nicht besondere Freude.

Ein amüsantes Abenteuer. Ein brauner Friedensrichter in der Nähe von Atlantic Highland (New-Jersey) figurirte jüngst in einem fidelem Proceß, in welchem er zugleich Richter und Partei war. Der Herr Richter, ein eifriger Radfahrer, machte dieser Tage seine übliche Spazierfahrt hoch zu Rad, als er sich plötzlich einem Wege gegenüber sah, auf welchem „gebuddelt“ wurde. Um rascher vorwärts zu kommen, fuhr er auf den Bürgersteig hinauf und — war im nächsten Augenblick festgenommen; denn das „Befahren des Bürgersteigs“ ist auch in Amerika verboten. Auf Grund eines gesetzlich festgelegten Privilegs verlangte der Richter, sofort dem Friedensrichter des nächsten Bezirks vorgeführt zu werden, und da er selbst dieser Richter war, mußte er zunächst seine eigene genaue Adresse angeben. Der Polizist, der ihn aufgegriffen hatte, führte ihn mit Ernst und Würde „vor Gericht“, wo der Richter nicht geringem Ernst die Verhandlung eröffnete. Der Polizist brachte seine Klage vor, und nachdem ihn der Richter als Richter angehört hatte, gab er als angeklagter Radfahrer freiwillig seine Schuld zu und hielt darauf eine donnernde Billpfla gegen die überhandnehmenden Gesetzesübertretungen der Radfahrer, die er demnächst mit Gefängnisstrafe bestraft werden müsse. Desmal beließ er es noch bei einer Geldstrafe und verurtheilte sich fernerlich zu einem Dollar Strafe und zu den Kosten, die sich auf 2 Dollars 75 Cents beliefen. Dann nahm er sein Portemonnaie aus der Tasche und bezahlte die 3 Dollars 75 Cents. Von dieser Summe gebührt 1 Dollar der Gemeindefisc, 80 Cents erhält der Polizist für die erfolgreiche Festnahme, und der Rest von 1 Dollar 95 Cents bildet das Honorar des Friedensrichters. Nachdem der Richter das Geld in dieser Weise getheilt hatte, steckte er die ihm zu kommenden 195 Cents wieder in die Tasche und ging mit der zufriedenen Miene eines Staatsbürgers, der seine Pflicht gethan, von dannen.

Sonntagsfreude.

Unterhaltungsblatt für das christliche Volk.

Verantwortlich: Chefredacteur A. Cappallo in Bochum. — Druck und Verlag der Actiengesellschaft „Märkische Vereinsdruckerei“ in Bochum.



St. Potamiäna.

Potamiäna, der Krieger führt zum Tod Potamiäna. Das bittre Loos der Jungfrau rührt den Helden bis zu Thränen. Ach, daß die edle Blume So früh verwelken soll! War nicht von ihrem Ruhme Alexander voll?

Die Helden hat in Gottes Kraft Den argsten Feind bezwungen, Im Kampf um ihre Jungfrauschaft Den schönsten Sieg errungen. Die Blum' ist nun verwelkt, Wie wankt das arme Kamm, Mit Ruhen wund getrichen, Verleitet vom Eijentum!

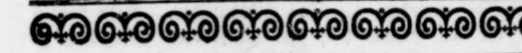
Ihr folgt viel Volk mit Hohn und Scherz Der Krieger treibt's zu Paaren: Ach, dieser Böbel hat kein Herz, Zum Hades mög' er fahren! Sie spricht: Sei guten Muthes, Ich geh' in's Paradies! Und lobne, was mit Gutes Dein edles Herz erwies.

Ein Feuer lodert vor dem Thor, Ein Rastplatz schwebt darüber, Ein schwarzer Brocken umstaut empor, Der Beschönd' flucht über. Die Marinerin wird mählig Ins heile Bad getaucht, Und alles kauft: wie selig Sie ihren Geist verhaucht!

Was thut Potamiäna? Er sagt: Wohl den Kameraden: Lebt wohl, ich bin als Christ verflucht! Und vor Gericht geladen! Der tapfere Krieger Gilt in des Ritters Gast Und findet heilige Männer Aus Christi Bruderschaft.

Potamiäna, auch du ein Christ? Er ruckelt eine Thräne Und lacht: Liebe Brüder, wißt, Daß Sanct Potamiäna Mir armen blinden Selben Erleuchtet am dritten Tag Nach ihrem heiligen Leben, Als ich im Schlafe lag.

Er grüßte lächelnd, setzte mir Auf's Haupt die schönste Krone Und sprach: Bald ruht dich Gott von hier Zu seinem Himmelsthron! Bald fahrt der Heubeleiter Der todtschweigenden Schar Voran und hat dem Schwerte Den Rachen freudig bar.



© Betrachtung für den 7. Sonntag nach Pfingsten.

Geht des hl. Paulus an die Römer 6 19-23. **W**acht! Ihr redet nach menschlicher Weise um der

Schwachheit eures Fleisches willen. Denn gleichwie ihr eure Glieder in den Dienst der Unreinlichkeit und Gottlosigkeit hingabet zur Gottlosigkeit, so gebet nun eure Glieder dem Dienste der Gerechtigkeit hin zur Heiligung. Denn als ihr Knechte der Sünde waret, seht ihr frei von der Gerechtigkeit gewesen. Welche Frucht hatte ihr aber damals von den Dingen, deren ihr euch nun schämet? Denn das Ende davon ist der Tod. Nun aber befreit von der Sünde, Diener Gottes geworden, habt ihr zu eurer Frucht die Heiligung, und als Ende das ewige Leben. Denn der Sold der Sünde ist der Tod; die Gnade Gottes aber ist ewiges Leben in Christo Jesu, unserm Herrn.

Für ewigen Glückseligkeit hat uns Gott der Vater erschaffen, zur ewigen Glückseligkeit hat uns Gott der Sohn erlöst, zur ewigen Glückseligkeit hat uns Gott der hl. Geist geheiligt. „Zu meiner Ehre“, spricht Gott beim Propheten Jeremia, „habe ich den Menschen erschaffen“. Bei Strafe seien wir: „Gott gab den Menschen Verstand, Sprache, Augen, Ohren und Erkenntnis und zeigte ihnen Verheißung, Gütes und Böses, und er sprach: Haltet euch vor allem Bösen“. Und nun unter dem Verweis zu entsprechen, sollen wir Gott unserm Schöpfer unser ganzes Herz weihen, und es sollen nicht nur unsere Gedanken und Begierden auf Gott zielen, sondern wir sollen nach der Mahnung des hl. Apostels Paulus auch alle Glieder unseres Leibes dazu verwenden, die Ehre Gottes und unser Heil zu befördern. Hört sein Wort: „Gleichwie ihr eure Glieder in den Dienst der Unreinlichkeit und Gottlosigkeit hingabet zur Gottlosigkeit, so gebet nun eure Glieder dem Dienste der Gerechtigkeit hin zur Heiligung. Denn als ihr Knechte der Sünde waret, seht ihr wohl frei von dem Dienste der Gerechtigkeit gewesen.“

Also zur „Heiligung“ sind unsere Glieder bestimmt; diese Heiligung ist bereits durch die Taufe und Firmung an unserer Seele erfolgt und durch die Seele auch auf unsern Leib übergegangen. Als von Gott erschaffene, von Gott erlöste und durch die hl. Sacramente geheiligte Menschen haben wir hinsichtlich unseres Leibes die strenge Verpflichtung, denselben nie zu etwas Sündhaftem zu gebrauchen. Wir sollen als Christen nie etwas Unheils ansetzen, dagegen oft die Beschöpfung am Himmel und auf Erden betrachten und daran die Allmacht, die Weisheit und Güte Gottes bewundern und Gott dafür danken. Wir sollen als Christen unsere Ohren stets dem Guten öffnen, wir sollen unsere Hände und Füße, kurz alle Glieder des Leibes nur dem Dienste Gottes widmen. Wie unglücklich macht sich ein Mensch, der sich dem sündhaften Leben, der Befriedigung der Sinnlichkeiten ergibt. Nach den Worten Pauli wird ein solcher ein „Knecht der Sünde“, der Gang zum Bösen wird täglich größer, die Gnade Gottes, die uns wider die Sünden stärken soll, täglich kleiner; darum fällt ein Mensch, der einen sündhaften Lebenswandel führt, aus einer Sünde in die andere. Macht er auch die besten Vorsätze, er wird wieder sündigen, wenn er von seiner bösen Natur oder von bösen Menschen gereizt wird. Lebt dies nicht fassbar die tägliche Erfahrung? Ist es nicht a. B. höchst selten, daß sich ein Trunkenvold bessert? Ist es nicht ebenfalls höchst selten, daß sich ein Unkeuscher oder ein Geizhals, oder ein Betrüger, oder ein Hünch, oder ein träger Christ bessert? So wenig sich ein Mörder weis machen läßt, so wenig bessern sich auch dergleichen Sündler. Deswegen meine Brüder und Schwestern! Haltet euch vor der Sünde! Ihr seht

euch sonst der Gefahr aus, immer tiefer zu fallen oder gar unverbesserlich zu werden. Und welchen Nutzen habet ihr von den sündhaften Dingen? Du triffst mein Freund allerlei untaufliche Dinge mit Gedanken, Begierden, Reden, Werken und Handlungen? Müht du dich nicht als vernünftiger Mensch schämen? Und was hast du jetzt davon? Nicht wahr, Alles ist verloren wie ein Rauch? Nichts ist übrig geblieben als der nagende Gewissensbiss und die strafende Hand Gottes. Was hast du von deiner Unmäßigkeit im Essen und Trinken, dem unzüchtigen Schwärmen, Tanzen? Nicht wahr, alles ist verschwunden wie der Reif vor der Sonne, und nichts ist übrig geblieben, als die Strafen Gottes. Welchen Nutzen hast du von den Ungerechtigkeiten, die du begingst, um dich zu bereichern und vor der Welt groß zu erscheinen? Sprich mein Christ, was hast du jetzt davon? Müht du dich nicht schämen und alles bis auf den letzten Heller auf zu machen, wenn du vor Gott erscheinen willst. Zudem frage ich dich: Bleibt nicht alles in der Welt? Kannst du auch nur einen Pfennig beim Tode in die Ewigkeit mitnehmen? Siehe, so läßt die Sünde nichts anderes zurück, als den nagenden Biss des Gewissens und die zeitlichen und ewigen Strafen Gottes. Denn, so sagt der Bistumslehrer, „das Ende davon (d. h. von den bösen, sündlichen Dingen) ist der Tod“, nämlich, der Tod der Seele, auf den die ewige Verdammnis folgt.

Wie glücklich für Zeit und Ewigkeit macht sich hingegen jener Mensch, der einen frommen, christlichen Wandel führt? Er lebt ruhig und stirbt ruhig, er lebt in Ehren und stirbt in Ehren, er lebt glücklich und stirbt glücklich. „Sich ist der Tod des Gerechten im Angesichte des Herrn“, sagt der Psalmist und im Buche der Weisheit heißt es: „Die Seelen der Gerechten sind unter Gottes Schutz, auch im Tode wird sie keine Qual berühren.“ Breuet euch deswegen, liebe Leser, daß ihr durch die hl. Taufe befreit seid von der Sünde. Bewahrt die Taufe, dienet als Kinder Gottes fleißig und eifrig Gott. Denn wie das Ende der Sünde der ewige Tod ist, so das Ende des Dienstes Gottes das ewige Leben. „Nun aber, da ihr befreit von der Sünde Diener Gottes geworden seid, habt ihr zu eurem Gewinne die Heiligung, und am Ende das ewige Leben. Denn die Sünde zahlt mit dem Tode, die Gnade Gottes aber mit dem ewigen Leben.“

Der heilige Alexius, Bekenner.

(417.)

Auf dem orientischen Hügel zu Rom stand einst der Palast des Reichthums und Senatoren Euphemian. Er hatte große Reichthümer, 500 Dienerknechte und nur einen einzigen Sohn, Alexius, den er innigst liebte. Die ganze Familie war äußerst fromm und sehr wohlthätig gegen die Armen; wurden doch täglich drei Tische für dieselben bereitet. Dem Wunsche seiner Eltern gemäß sollte sich Alexius mit einer tugendhaften Jungfrau vermählen. Aber auf eine göttliche Stimme in seinem Innern borchend, verließ der hl. Jüngling in der Nacht seines Vermählungstages seine jugendliche Braut und entlich nach Gessa in Syrien, wo er siebenzehn Jahre als Bettler in freiwilliger Armuth und Allen unbekannt ein sehr heiliges Leben führte, bis durch ein Muttergottesbild seine Heiligkeit den Bewohnern von Gessa kund gethan wurde. Alexius, das Lob der Menschen fliehend,

ihre Summen nach der Sohn kehrt als ein jugendlicher Greis, übermüde, überfüllt zurück. Als dieser Zustand einige Wochen dauerte und nichts den jungen Mann aus seiner Betäubung zu wecken vermochte, wurde der Vater unruhig; er ließ den Hausarzt kommen, der Oscar den Puls fühlte und ihm eine Medicin verschrieb, die Oscar nicht einnehmen wollte; übrigens war alles, Herz, Zungen, Leber usw. in bester Ordnung.

Der Vater schalt den Arzt heimlich einen Esel, der nichts davon verstand und schlug vor, einen Professor kommen zu lassen. „Sieh Dir seine Miße, Papa!“ sagte Oscar, „ich werde ihn nicht empfangen.“ „Aber was schilt Dir denn nur?“ fragte der alte Herr verdrießlich.

„Nichts, gar nichts! Daß mich nur machen! Ich will meine Ruhe haben.“ „Aber wie lange dauert diese Ruhe nun schon? Du kannst doch Dein ganzes, junges Leben nicht so verträumen!“

„Wenn es mir aber nun so gefällt!“ Der Vater wußte nicht mehr, was er sagen sollte, und ging kopfschüttelnd seiner Wege. Er war schwer enttäuscht; alles hatte er für diesen Sohn geopfert, ihm alle Wege geebnet, jeden Stein daraus entfernt, und nun lag er da, als wenn er mit dem Leben abgeschlossen hätte.

„Der Junge wird mir sterben, wenn es noch länger so dauert!“ jammerte er; „Fräulein Müller!“ redete er diese plötzlich an, „wie wäre es, wenn Sie Herrn Oscar eine Flasche Champagner brächten?“

„Ja, van Durne!“ „Ja, Stel! Nützlich Sie ihn, ein Glas zu trinken, vielleicht ist er genesen!“ Das Mädchen gehorchte schweigend und brachte das Glas in den Salon, wo der junge Mann seiner Gewohnheit nach im Divan schlummerte.

„Herr van Durne!“, sagte sie, „Sie würden Ihrem Herrn Vater ein Vergnügen bereiten, wenn Sie dieses Glas leeren wollten!“ Und sie freute sich ihm den schäumenden Wein. Er öffnete schläfrig die Augen.

„Soll das für mich sein?“ war seine Frage. „Ja, Ihr Herr Vater wünscht, daß Sie es trinken.“ „Sie sind sehr gütig, mein Fräulein!“ Und er leerte das Glas.

„Das thut mir wohl!“, sagte er, „weßhalb lachen Sie?“ „Füge er hinzu, ihr Mädchen bemerkend. „Ich muß lachen, wenn ich Sie so da liegen sehe.“ „Weßhalb? Komme ich Ihnen denn so lächerlich vor?“

„Ich weiß es nicht, vielleicht sind Sie noch mehr zu bedauern.“ „Ja bedauern, und weßhalb denn?“ „Ich habe schon manches Unglück in der Welt gesehen, aber Sie kommen mir am unglücklichsten vor. Den anderen ist leicht zu helfen, aber Ihnen kaum, es sei denn —“

„Nun, was denn?“ „Ja, wenn ich Ihr Arzt wäre, so wüßte ich Sie schon zu curiren.“ „Dann müßten Sie doch erst wissen, was mir fehlt?“

„Das weiß ich längst!“ „Aber Sie kennen mich ja kaum!“ „Trotzdem weiß ich schon, woran es Ihnen fehlt.“ „Und das wäre?“ „An Pflichten!“

Er richtete sich halb auf und starrte sie jetzt mit großen Augen an. „Pflichten... ten — sagen Sie?“ „Ja, Herr van Durne, Sie kennen Sie nicht und haben Sie vielleicht nie gekannt, und weßhalb bedauern Sie.“

„Es freut mich, daß ich Ihr Mitleid erzeuge.“ (Fortsetzung folgt.)

Macht der Kaufmuth.

Don Bosco, der hochverehrte Volksmann und Gründer der Salesianer-Congregation, ging einmals in der Nähe von Turin, als es schon dunkel war, durch ein einsames Bäldehen. Da kam raschen Schrittes ein bewaffneter Mann auf ihn zu und beherrschte „Worte oder Leben.“ „Eine Wörze?“ entgegnete Don Bosco, „ich besitze keine; das Leben? Das steht in Gottes Händen allein.“ Macht nicht so viel Un-

rechts, der mit der Wörze über ich Klage zu!“ — In diesem Augenblicke erkannte der heiligmüthige Priester in diesem Manne einen der Häftlinge, den er vorzeiten im Turiner Gefängnisse im Katholismus unterrichtet hatte. „Was, Tonto, Du bist es?“ rief er, „Du hältst aber recht schlecht Deine Versprechungen. Ich hatte volles Vertrauen auf Dich, und nun siehst du!“ Da erkannte Tonto nun auch seinen ehemaligen Lehrer, er ließ den Kopf hängen und entgegnete: „Schwürgbiger Vater, wenn ich Euch früher erkannt hätte, so hätte ich Euch in Frieden lassen.“ „Damit ist es nicht genug, mein Kind; Deine Lebensweise muß eine andere werden. Du erschöpfst Gottes Langmuth, und wenn Du Dich nicht sehr beeilst Ruhe zu thun, wirst Du vielleicht in der Todesstunde keine Ruhe mehr erwecken können.“ „Ja, ehrwürdiger Vater, ich werde meine Lebensweise ändern, ich verspreche es.“ „Du mußt befehlen“, versetzte Bosco. „Ich will es thun.“ „Wann denn?“ „Bald.“ „Dane es auf der Stelle“, entgegnete der Geistliche weiter, „es ist am besten.“ Don Bosco setzte sich auf einen Stein, umschlang mit dem Arm des Reuigen und hörte das Bekenntnis seiner Sünden. Nach der hl. Beichte küßte er ihn, gab ihm eine Muttergottesmedaille und schenkte ihm das wenige Geld, das er in der Tasche hatte. Der befehlte Dieb und Räuber begleitete ihn bis zu den Stadtthoren und wurde später ein ordentlicher katholischer Christ.

Eine gute Antwort.

In einem Buchhause war ein jugendlicher Besucher, welcher krank darniederlag. Seine alte, gottgefürchtete Mutter besuchte ihn und redete ihm zu ernst und gewaltig in's Gewissen, daß auch die anderen kranken Sträflinge davon tief ergriffen wurden. Nach dem Weggange der Frau wagte längere Zeit Niemand zu reden. Eudlich unterbrach einer die unheimliche Stille. „Ach was“, sagte er, „ist sie ein altes Weib aus dem vorigen Jahrhundert und gehört noch zu den Dummen, die noch an die Bibel glauben. Wir wollen uns von ihr nichts vornehmen lassen; dazu sind wir viel zu aufgeklärt.“ — „Was sein“, erwiderte ein anderer, dem die Worte der Frau schwer auf's Herz gefallen waren, „mag sein, daß sie zu den „Dummen“ gehört, aber das haben diese „Dummen“ vor uns „Aufgeklärten“ voraus, daß sie nicht in's Buchhause kommen.“

Kinder-Erziehung in unserer Zeit.

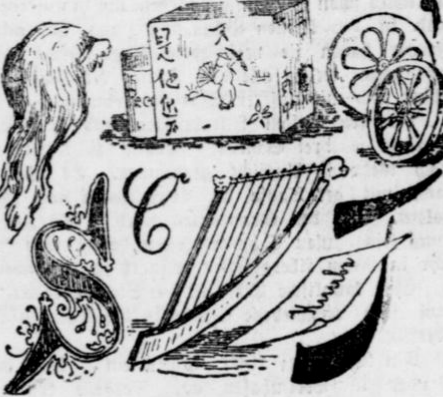
Wie man heutzutage Kinder erzieht, konnte eine Dame, die noch nach der guten alten Sitte erzogen worden war, bei einem Gärtner in der Nähe von St., der es besser verstand, Blumen als Kinder zu gießen, mit stauenden Augen sehen. Während die Dame sich die Blumen besah und auswählte, führten plötzlich Kinder in die Wohnung — die Schule war nämlich zu Ende —, ohne die Eltern und die Dame zu grüßen, warfen ihre Schultaschen in eine Zimmer-ecke, fielen über das Brod her und eilten so wild und unanständig, wie sie gekommen, wieder davon. Die Dame, ganz entsetzt über das Benehmen der Kinder, konnte sich der Frage nicht enthalten: „Nicht wahr, das sind fremde Kinder?“ Der Gärtner erwiderte: „Nein, es sind meine Kinder, ich erziehe sie amerikanisch.“ Die Dame hat nun dem Vater freilich nicht gerade gratulirt zu der gut amerikanischen Erziehung seiner Kinder. Selb's amerikanisch erzogene Kinder gibt's nun leider in Europa sehr viele, Dank ihrer amerikanischen Erzieher und der Erziehungsgrundsätze unserer Zeit.

Sinnsprüche.

Gesell' Dich einem Besseren zu, Daß mit ihm Deine besten Kräfte ringen; Wer selbst nicht weiter ist als Du, Der kann Dich auch nicht weiter bringen. „Freunde in der Noth“ will nicht viel heißen; Hilfreich möchte sich mancher erweisen. Aber die neidlos ein Glück dir gönnen, Die darfst du wahrlich Freunde nennen.

Räthsel.

Bilderräthsel.



Worträthsel.

Reis, Asten, Reis, Schag, Korallen, Steg, Moskau, Wasser, Gaul, Säen, Zelt. Von jedem der vorstehenden Wörter ist die Hälfte der Buchstaben zu streichen, so daß die stehengebliebenen im Zusammenhang ein bekanntes Sprichwort ergeben.

Charade.

Beim Reiten und beim Scheitern Fühlt man die ersten Reiben, Wenn Gram das Herz umpinnt. Willst du dich sorglich Reiben, So nimm die letzten Reiben, Nicht traue' sie nach dem Wind. Du siehst im Sonnenglanze Hingaukeln oft das Ganze, Des Sommers leichtes Kind.

(Die Aufösungen folgen in nächster Nummer.)

Lösungen aus voriger Nummer:

Des Bilderräthfels: Schelm Amor; des Kapitelräthfels: Wer keine Sorgen hat, macht sich welche. Lösung der Rechenaufgabe: Der Händler kaufte: 68 Stück zu 25 Pfa. = 17,— Mark 12 „ „ 30 „ = 3,60 „ 12 „ „ 35 „ = 4,20 „ 13 „ „ 40 „ = 5,20 „ 105 Stück für zusammen: 30,— Mark.

Lebige Ecke.

Verfehltes Mittel. Huberbauer Der seinen neuen Knecht, welcher fast die ganze Schädel für sich in Anspruch nimmt, vom Essen abbringen will: „Geh, Sepp, trink' doch amal!“ — Sepp (nachdem er getrunken): „Vergelt's Gott, Bauer, für Euren g'heilen Einsatz! Jetzt zwing' i' noch amal so viel!“

Aus der guten alten Zeit. (Der Pantoffelscheld.) (Bei einer militärischen Nachübung tritt der Gemeine Schmuttermayer vor seinen Feldwebel mit der Bitte, austreten und heimgehen zu dürfen.) Feldwebel: „Was fällt denn Ihnen ein! Jetzt geht ja erst die Nachübung los!“ — Schmuttermayer: „Das war' ja alles recht — aber ich darf nie länger ausbleiben als bis 9 Uhr!“

Geschäftsgeheimnis. „Sagen Sie mir doch, was für ein Unterschied ist denn zwischen der ersten und der zweiten Qualität Ihres Thees?“ Zonemid: „Das will ich Ihnen schon sagen — aber ganz unter uns! Bei der ersten Sorte ist der gute mit dem schlechten gemischt, bei der zweiten der schlechte mit dem guten!“

Gemischte Gefühle. „Wie haben Sie denn den Abend vor der Hochzeit Ihrer Tochter verbracht, den letzten Abend, den Ihre Tochter im Elternhause zubachte?“ „Nun, mein Mann hat Wein geprobt, und ich und meine Tochter, wir haben Probe gemeint.“

Erstreckt sich, was ein
Bismarckianer nach dem
plötzlich" und "Stimmen und
pro Mund, durch die



Erstreckt sich, was ein
Bismarckianer nach dem
plötzlich" und "Stimmen und
pro Mund, durch die

Befestungen

mit von den Seiten

Die letzten

weisen eine große

dem o. a. die obge

herühren; viele

schäufeln der So

schäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

chäufeln der So

Wohnte sich nach Taurus ein in Kleinen, um bei der
Kirche des H. Paulus ein verborgenes Leben zu führen.
Gott sagte es aber, daß ein gewaltiger Sturm das
Schiff an die Küste Italiens trieb. Er fuhr nach Nona,
wo er seinen Vater, der ihn nicht erkannte und so
lange um ihn getrauert hatte, um ein Wägen in
seinem Hause hat. Der gastfreundliche Euphemian
wollte ihm ein anständiges Zimmer anweisen, allein
Alexius bestand darauf, in einem Winkel des Hauses
unter einer Eiche seine Einsiedelei aufzuschlagen zu
diesen. Hier lebte er abermals siebenzehn Jahre un-
erkannt, von der Dienerschaft verachtet und verachtet,
gebüht wie ein Engel, ein mehr himmlisches als
irdisches Wesen.

Nur vor seinem Tode hörte man in der St.
Petri-Kirche eine Stimme, welche rief: „Der, welcher
für das Wohl der Stadt betet, ist im Hause des
Euphemianus; diesen soll man ehren.“ Zugleich fingen
alle Gloden der Stadt von selbst zu klingen an. Da
ließ ganz Rom dem adventlichen Hügel zu, selbst Papst
Innocenz I. und Kaiser Honorius kamen, um den
Heiligen zu verehren. Dieser aber war bereits in die
ewige Gerlichkeit eingegangen.

Welch' schmerzliche und zugleich überaus freudige
Ueberrassungen es für Euphemian gewesen sein,
aus der Schrift, die man in der Hand des Verstorbenen
fand, und in welcher Alexius seine Abkunft und seine
Lebensgeschichte offenbarte, in dem unbekannten
Bettler seinen so lange beweineten Sohn zu erkennen!

Kirchliches.

• Elbsch-Böhmische Pilgerfahrt nach
Straßburg im Monat August. Es wird nimmer
unter der Direction des Unterzeichneten und der Mit-
wirkung zweier anderer Geistlichen des bischöflichen
Gymnasiums zu Straßburg alljährlich ein Pilgerzug
nach Lourdes veranstaltet werden. Den Katholiken des
Rheinlandes und Westfalens wird durch Anknüpfen an
die größtentheils sowohl der deutschen als der französischen
Sprache mächtigen Elbsch-Böhmischen hiermit eine günstige
Gelegenheit geboten, den weltbekannten Wallfahrtsort
zu besuchen.

Die diesjährige Pilgerfahrt findet vom 9. bis 18.
August statt. Die Fahrpreise betragen von Straßburg
ab: 3. Klasse 54 Mk., 2. Klasse 54 Mk.

Die Fahrt geht der Extrazug von Straßburg aus
über Aachen, Nancy, Paris (10 Stunden Aufent-
halt), Brice (Wallfahrt des H. Antonius von Padua,
7 Stunden Aufenthalt) nach Lourdes (4 Tage Aufent-
halt, vom 12. bis 15. August), und zurück über
Toulouse, Gette (Meerhafen), Lyon (H. Frau von
Lourdes), Besancon nach Straßburg. In letzterer
Stadt läßt sich der Extrazug auf, und jeder Pilger
muß von hier ab ein gewöhnliches Billet zur Heim-
fahrt lösen.

Eventuelle Anmeldungen möge man möglichst bald
an den Unterzeichneten richten; jeder Pilger wird um
genaue und deutliche Angabe seiner Adresse gebeten.
Wer mit Bekannten in demselben Eisenbahn-Coupee
zu fahren wünscht, hat es bei der Anmeldung anzugeben,
da bezugs Aufrechterhaltung der Ordnung jedem Pilger
die Nummer des ihm auf der Fahrt zugehörigen
Coupees auf der Pilgerkarte vermerkt wird. Abzeichen,
Programme, Pilgerbücher und Pilgerkarten werden
einige Tage vor der Abfahrt nach erfolgter Einweisung
des Fahrgeldes den angemeldeten Pilgern zugehändigt.

Anmeldungen werden bis zum 25. Juli entgegen-
genommen von Dr. Cron, geistlicher Oberlehrer an
St. Stephan, Straßburg i./G.

• Der Capuziner-Orden zählt nach der zum
1. Januar dieses Jahres aufgenommenen Statistik in
der ganzen Welt 581 Convente, 107 Höfe und 88
Klosterhäuser mit 3876 Priestern, 1938 Clerikern
(Professoren und Novizen) und 2971 Laienbrüdern
(Professoren und Novizen); außerdem noch 36 Separat-
kollegien mit 843 Mönchen. Der ganze Orden ist in
53 Provinzen eingetheilt, von denen die römische die
größte und die russische (mit Ausschluß von Polen) die
kleinste ist. Letztere zählt nur 17 Klöster, die über
ganz Rußland verstreut sind. Der von Capuzinern
geleitete dritte Orden zählt 673,083 Mitglieder in
2765 Congregationen. Neben diesem besteht noch der
von den Bräunern und der von den schwarzen Franzis-
kanern geleitete dritte Orden.

• Im Redemptoristen-Kloster St. Josef in Trier
finden im August und September d. J. Studenten:

Exercitien (für Obersecundaner, Primaner und
Academiker) statt, und zwar der erste Curus vom
11. bis 15. August, der zweite Curus vom 11. bis
15. September. Kost und Logis wird unentgeltlich
gewährt.

Die kath. Jünglingsvereinigungen Deutschlands.

Die jüngste Reichstagswahl hat von Neuem den
Beweis geliefert, daß die kath. Bevölkerung
der Ausbreitung des Socialismus weniger zugänglich
ist, als die protestantische. Ein großer Theil des Ver-
dienstes ist unstreitig den katholischen Vereinen, nament-
lich den Arbeiter- und Gesellen-Vereinen zuzuschreiben.
Unter dem Gesichtspunkte der Bekämpfung der
Socialdemokratie gewinnen neben den erwähnten auch
die Vereine für die jüngeren Jahrgänge, die katholischen
Jugendvereinigungen Deutschlands, eine erhöhte Bedeu-
tung und erfordern die ernsteste Förderung. Gehen doch
aus ihnen zum großen Theile die Mitglieder der
Arbeiter- und Gesellenvereine wie aus einer Vorberei-
tungsschule hervor. Aber auch abgesehen von ihrem
Werthe gegenüber dem Socialismus sollten die kath.
Jünglingsvereine noch weit mehr wie bisher die Auf-
merksamkeit der bayer. Behörden und verpflichteten
Kreise auf sich lenken.

Nach dem unlängst durch den Volksverein für das
katholische Deutschland veröffentlichten Verzeichniß der kath.
Jugendvereinigungen Deutschlands — dessen Vollstän-
digkeit und Richtigkeit wir annehmen — gibt es zur
Zeit in ganz Deutschland 447 Vereine, für die männ-
liche Jugend bestimmte Vereine. Davon entfallen auf
Preußen 347, auf Bayern 37, auf Württemberg 1,
auf Baden 22, auf das Reichelands Elbsch-Böhmischen 40.

Im Einzelnen ergeben sich folgende Zahlen:

Erzbisthum Köln	111
Bisthum Trier	20
„ Münster	14
„ Paderborn	121
„ Bimburg	11
„ Mainz	20
„ Hildesheim	7
„ Osnabrück	35
„ Breslau	1
Legation Berlin	7
Bisthum Augsburg	13
Erzbisthum Bamberg	7
„ München-Freising	2
Bisthum Regensburg	6
„ Freyer	7
„ Würzburg	2
„ Weidenburg	1
Erzbisthum Freiburg i. Br.	22
Bisthum Metz	5
Bisthum Straßburg	35

Die Gründe, weswegen in einzelnen Diocesen die
Jugendvereine noch nicht weit allgemeiner eingeführt
worden sind, entziehen sich unserer Kenntniß. Es steht
bestimmt zu erwarten, daß in nicht zu ferner Zeit
überall von zureichender Stelle die Anregung zur
Gründung gegeben werden wird, und man nicht länger
hagen wird, die schulfähigen, arg gefährdete Jugend
nach Möglichkeit in gutgeleiteten Vereinen zu sammeln.
Nachdem wiederholt der H. Vater und eine Reihe ein-
sichtsvoller Bischöfe den Jugendvereinigungen ihre
Sympathien erklärt haben, sollte man nicht warten,
um „zu retten, was zu retten ist.“ Es gibt kaum
einen größeren Ort unseres Vaterlandes mit vorwiegend
katholischer Bevölkerung, an welchem nicht ein Jüng-
lingsverein in irgend einer Form am Platze wäre.
Überall gibt es, das bescheidene Gute zu festigen und
die Jugend für die wechselvollen Verhältnisse des
späteren Lebens vorzubereiten. Die wenigsten Jüng-
linge bleiben am Orte, die meisten kommen irgendwo,
oft sehr bald mit dem Weltgeiste in Berührung und
müssen also bald eingekauft sein. Der leider vielfach
im Schwinden begriffene Einfluß der Kirche auf die
Schule und die einseitige Ausbildung des Fortbildungs-
schulwesens mit Ausschluß der Religion sollte nicht
rasten und ruhen lassen, bis man allenfalls Jüng-
lingsvereine in's Leben gerufen hat. Ist man auch in
jüngster Zeit bestraft, die Schäden der Einwirkung des
Weltgeistes auf die Familie zu paralytisiren, so bleibt
nach wie vor noch unendlich viel zu thun.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

(Schluß.)
Deutsches Missionshaus.
St. Bonifatius zu Hünfeld bei Fulda. Ein des
Provincials P. Simon Schatz, der zugleich Superior
ist, deutsches Scholasticat (Priester-Seminar). Ge-
gen Juli 1897 war ein Theil des Neubaus so weit
fertiggestellt, daß der erste Tag der Missionen werden
konnte. Im August fand die Uebersiedelung des größ-
ten Theiles der deutschen Missionen statt. Am besten
Sonntag nahm Erzbischof Kopp in unserer provisori-
schen Kapelle die erste große Ordination vor, an der
etwa 50 Missionen Theil nahmen. Neun Diakone er-
hielten die h. Priesterweihe. Daraus ist die Zahl der
Priester im Hause auf 21 gestiegen.

Apostolisches Vicariat Neu-Pommern

(Bismarck-Archipel.)
(Missionshaus in Hiltrup bei Münster in Westfalen.)
Von den vierzig Missionaren sind ein Bruder und
eine Schwester der Mission durch den Tod entfallen,
balden sind im Herbst vier Priester und zwei Brüder
nach Neu-Pommern abgereist; Gesamtanzahl der Mis-
sionare 44, auf acht Stationen vertheilt: 1. Bana-
(Königin), bishöfliche Residenz und Central-Station,
mit der Kathedrale mit zwei Thürmen zur Vollendung
gekommen ist; in der Nähe befindet sich: 2. Zahbar.
3. Malaganan in der Bana-Bai zählt über 2000
Katholiken; eine neue Kirche ist dort eine dringende
Nothwendigkeit. 4. Maolao, in der Zahbar-Bai, zählt
über 1600 Katholiken. Mehr im Innern der Galle-
Halbinsel befindet sich: 5. Villa-Maria und 6. Tama-
toro mit ungefähr 900 Katholiken. An der Baining-
Küste wurden zwei Stationen eröffnet, nämlich 7. Bana-
maria und 8. Ramandu mit 200 bis 300
Katholiken. Außer diesen Stationen haben die Ein-
wohner 16 Kirchen oder Gebetshäuser errichtet im we-
stlichen District als Zeichen ihres Verlangens, ka-
tholische Missionare zu bekommen. Die Gesamtzahl
der Katholiken geht über 5000.

Die Mission unterhält a. drei Waisenhäuser, wo-
rin 204 Kinder unentgeltlich erzogen werden; b. sieben
Elementarschulen, 427 Kinder; c. ein Pensionat für
Mädchen mit 9 Schülern; d. eine Katechetenschule mit
verschiedenen Jünglingen in der Ausbildung.
Die Mission verzeichnete 2202 Heilige Commu-
nion und 1012 Firmungen. 60 Kinder wurden aus
der Sklaverei befreit und in den Waisenhäusern unter-
gebracht. Ueber 600 Katholiken werden zur h. Taufe
vorbereitet. Drei neue Wohnhäuser und drei Schulen
wurden gebaut, und ein Fahrweg von 7 Kilometern
vollendet. Die Errichtung von neuen Stationen wird
vorbereitet.

In diesem Jahre vollzog sich auch die Gründung
der Deutschen Provinz in der Gesellschaft, das neue
Missionshaus in Hiltrup wurde bezogen. Außer den
Missionaren, welche auf Neu-Pommern thätig sind,
zählt die deutsche Provinz 14 Priester, 50 Schola-
stiker (Theologen und Philosophen), ungefähr 30 Brä-
der und 75 Jünglinge in den verschiedenen Gymnasial-
klassen. Ungefähr 120 befinden sich in Hiltrup, die
übrigen im Missionshaus zu Salzburg.

Kaiser: Wilhelm-Land (Neu-Guinea).

(Cleriker Missionare.)
Der apostolische Präfect P. Umbro berichtet: Drei
Priester und drei Brüder landeten am 13. August
1896 in Friedrich-Wilhelms-Bai. In Berlinhafen
gründeten wir unsere erste Niederlassung. Unter man-
cherlei Krankheiten und Entbehrungen gelang es uns,
zu Wohnstätten wenigstens einen Theil so weit fertig
zu stellen, daß wir zur Noth einziehen konnten. Die
Wohnen standen ein Mal in großer Anzahl (Schubert
vor uns); kurze Zeit nachher kamen sie, von andern
Europäern unvorsichtiger Weise aufgereizt, bis nahe zu
unserer Station und beschossen uns von unserem eigenen
Pauze.

Gleich von Anfang an suchten wir die Herzen der
Eingeborenen zu gewinnen, indem wir ihre Wunden
verbanden und unentgeltlich Arznei verabreichten.
Allmählich wurden dieselben zutraulicher. Bald kamen
sie oft von weitem her, um Hilfe und Bekehrung zu
empfangen. Auch ist bereits seit einem Jahre auf un-
serer ersten Station St. Joseph eine Schule errichtet,
wo die Kinder der benachbarten Dörfer auf kanakisch
(Sprache der Eingeborenen) in der Religion und im
Lesen und Schreiben unterrichtet werden. Die Er-
wachsenden nehmen recht fleißig das Beispiel der Kinder

Ab. Allerdings ist es meistens noch lange Zeit hin-
durch eine harte Arbeit, den freien Natursohn etwas
an Regel und Ordnung zu gewöhnen. Die Knaben
von der Insel sind recht geistig und aufmerksam.
Die Männer kommen auch außer der Zeit des Un-
terrichts schon viel häufiger herbei, um in unserm Garten
und in der kleinen Pflanzung Hand mit anzulegen.
Ferner haben sie verschiedene Wege durch den Busch
gefunden, welche alle vier Dörfer der Insel mit ein-
ander und mit unserer Station verbinden.

In den Festen Allerheiligen und h. Dreikönige
wurden je drei Schüler getauft, zu Opfern waren
nach mehr in Aussicht genommen. Es scheint rath-
sam, mit der Taufe der Erwachsenen noch zurück zu
halten. Mit den Grundarten wird es bis zur Befrei-
ung seine guten Anfertigungen haben, weil sie allzu
sehr in ihrem Uebermaß erstickt zu sein scheinen.

Eine kanakische Bibel ist in Etel gedruckt, außer-
dem sind verschiedene Gebete in die Tamara-Sprache
überfetzt.

Am 28. März 1897 kamen ein Priester und ein
Bruder in Berlinhafen an. Deshalb konnten wir
daran denken, eine zweite Station zu gründen. Am
22. Juli fuhren wir zur Beringfische-Halbinsel, wo
wir von den Eingeborenen auf's herzlichste empfan-
gen und bereitwillig unterstützt wurden. Die neue
Station, Regina Angelorum genannt, liegt nur etwa
1 1/2 Stunden von St. Joseph auf Tamara entfernt.
Trotzdem haben die dortigen vier Dörfer schon wieder
eine ganz verschiedene Sprache. Die Bevölkerung der
Sprachen und Dialekte macht uns ungemein Schwierig-
keiten. P. Vornmann, welcher dort seine Stellung er-
hielt, hat sich so weit eingelebt, daß er mit dem Un-
terricht der Eingeborenen beginnen konnte.

Im Anschluß an diesen Bericht beschloß der Central-
Vorstand, 70,000 Mark an die sieben in den deut-
schen Schutzgebieten thätigen Missions-Gesellschaften,
für die Missionen in Deutsch-Ostafrika, Togo, Kamerun,
Deutsch-Südwest-Afrika, Bismarck-Archipel und Neu-
Guinea zu vertheilen.

Genesen.

Erzählung aus dem Arbeiterleben.
Von Melati von Java, deutsch
von L. v. Heemstede.
(Nachdruck verboten.)

Ich wollte, daß der Herr seine Feste für sich be-
hielte, murkte Einer, „wir haben nur Verdruß
daran.“

„Ja, und was hat man an der dummen,
blöden Gabel? Ich habe mir den süßlichen Ge-
schmack lieber in der „Grünen Ranne“ fortgeschafft.“

„Ja, meine Alte hat mich mit dem Bantoffel er-
wartet,“ lachte ein Anderer, „heute wird es den ganzen
Tag schick Wetter sein! Ich habe ein gutes Weib,
aber wenn ich mit einem zu viel auf die Lampe geoffen
habe, dann ist nicht mit ihr auszukommen.“

„Ja, es wird schon anders werden“, meinte ein
Dritter, „wenn der junge Herr einmal aus Ruher
kommt; der meint, er sei aus ganz anderem Zeig ge-
knetet als unser Einer!“

„Der junge Herr, das! Der wird sich wohl hüten,
hier zu bleiben. Der wird im Haag oder in Amster-
dam ein großes Haus machen und reiten und fahren
und es sich wohl sein lassen.“

„Alles von unserem Schweiß und Blut!“ sagte eine
hohle Stimme, die dem alten Doris gehörte, „aber es
kommt ein Tag der Rache, und der Grünhabel wird
nicht immer von dem prahlen, was wir so lauer ver-
dienen.“

Nach wie hatte Doris so willige Ohren gefunden,
wie an diesem Tage, da eine allgemeine Unzufriedenheit
zu herrschen schien.

Unter allen, die am Feste theilgenommen hatten,
war nur eine, der man es nicht ansehen konnte, daß
sie bis spät in die Nacht hinein alles überwach und
besorgt hatte; zur gewohnten Stunde war sie schon an
ihren gewohnten Arbeit. Es war Fräulein Gellie
Müller, die Gouvernante und Haushälterin, die eigen-
liche Seele des van Deurne'schen Hauses.

Sei gleich schon früh aus; das Wetter war nicht
so schön wie gestern, ein feiner Staubregen schlug ihr
entgegen. Sie achtete dessen nicht, mit Eifer und
Regenmantel bewaffnet, schlug sie den Weg zum Dorf
ein, in dessen Mitte sich das hübsche Fräulein befand.

Gellie trat ein, und neben den paar Anbängigen, die
sich dort befanden, niederknien, wachte sie der H.
Vater bei.

Als sie die Kirche verließ, wurde sie von allen
freudig begrüßt; eine Frau redete sie an und fragte
ihre Noth; Gellie versprach, sich ihrer erinnern zu
wollen; ein paar Kinder gaben ihr die Hand. Sie
hatte für jedes ein freundliches Wort.

Dann eilte sie zur Villa zurück, wo alles erst zu
erwarten begann; die Knechte und Mägde verließen
gähnend ihre Arbeit und blühten mit einer Art Gering-
schätzung auf das Fräulein, die schon in der Kirche ge-
wesen war. Gellie achtete nicht darauf, sie ging so-
gleich an die Arbeit, um alles für das Frühstück her-
zurichten. Sie that es flink und geschäftig, wie alles,
was sie unternahm; nichts war ihr zu viel, für alle
Bewohner der Villa war sie unentbehrlich.

Es war fast zehn Uhr, ehe ein Mitglied der Familie
erwachte; zuerst die Mädchen Anna und Elise mit ver-
schleierten Mienen und verwirrten Haaren, dann der
Herr des Hauses selbst, unzufrieden und mürrisch.

Nichts war ihm recht, der Idee zu dünn, die Eier
zu hart, und als die Kinder ihn fragten, ob sie heute
nicht zu lernen brauchten, fertigte er sie unwillig ab.

„Ja, der Oscar versteht das Faulenzen besser“,
murmelte Elise, „der darf Jahre lang herumsummen,
und wir sollen nicht mal einen Tag frei haben!“

„Schweige, Du freche Biute!“ zürnte der Vater,
„Fräulein Müller, die Mägde müssen das Frühstück
abräumen, gehen Sie mit den Kindern ins Stubler-
zimmer. Ich will, daß mit dem Lernen einmal gründ-
lich begonnen wird.“

„Sehr wohl, Herr van Deurne!“
In diesem Augenblick ließ sich die Schelle der Frau
des Hauses vernehmen. Das Fräulein mußte ihr das
Frühstück an's Bett bringen, denn die Enkelin befand
sich nicht wohl.

Die Mädchen schickten und kühlten untereinander:
„Wie die Alten jungen, so spielen die Jungen; die
Mama ist so faul wie ein Dachs.“

Fräulein Müller überreichte die unpassende Bemerkung
und machte das Frühstück für Frau van Deurne fertig.
„Wollt ihr eure geographischen Aufgaben nachsehen,
wir sind bei Spanien und Marocco stehen geblieben.“

„Was haben die Mädchen mit Spanien und Marocco
zu schaffen?“ brummte der Vater, „sie müssen erst
wissen, wo es in ihrem eigenen Lande ausseht.“

„Wir haben die Niederlande schon durchgenommen“,
entgegnete Fräulein Müller ruhig und entfernte sich.
Sie hatte an diesem Tage eine schwere Aufgabe; die
jungen Damen waren unlesam und ihre Grammatik,
die bei den van Deurnes zu Hause war, lag unter dem
Fenster des Schulzimmers, laut singend und pfeifend.

„Fräulein Deurne“, sagte Gellie zum Fenster tretend,
„wollen Sie nicht so gut sein, sich ein anderes Plätzchen
zu wählen? Hier stören Sie uns!“

„Das ist mir eierlei“, flang die schnipptische An-
wort heraus, „ich lasse mich durch Sie nicht stören!“

Ohne etwas zu erwidern, schloß die Gouvernante
das Fenster und nun begannen die jungen Mädchen
über die Dinge zu klagen, aber Fräulein Gellie küm-
merte sich nicht darum; in ihrer gewohnten, ruhigen
Weise fuhr sie fort, den Unterricht zu erteilen und
nichtigte ihre Schülerinnen, allmählich etwas mehr acht
zu geben.

Der junge Held des Festes ließ sich nicht sehen; er
hatte anfangs den Schlaf nicht finden können, am
frühen Morgen hatte er sich an das offene Fenster ge-
stellt, um sich ein wenig zu erfrischen. Er sah die
Gouvernante ausgehen und wieder zurückkehren und
wunderte sich, wo sie gewesen sein mochte.

„Sie ging zuletzt zur Ruhe, das weiß ich bestimmt“,
badete er, „und war zuerst wieder auf.“

„Ja? Nein, nicht das ich möchte.“
„Aber Du bist so schlaftrig, so theilnahmslos, nichts
scheint Dir Vergnügen zu machen. Gestern war es
ein wenig besser, aber heute bist Du wieder wie ge-
brochen.“

„Ja, das ist das rechte Wort. Es ist mir wirklich
so zu Muth, als wenn das Leben eine Fieber-ge-
staltung wäre; ich bin vollkommen gleichgültig gegen
alles.“

„Na, es wird schon besser werden, Du kannst Dir
ja die Zeit nehmen und ruhen, so lange Du willst.“
Der Sohn gab sich nicht einmal die Mühe, darauf
zu antworten.

Gerade trat Fräulein Müller ein, jedem der Herren
eine Tasse Kaffee servirend.

„Wer ist das Mädchen?“ fragte Oscar, als sie sich
entfernt hatte.

„Die Gouvernante.“

„Das weiß ich wohl, aber wo ist sie her?“
„Es ist die Tochter unseres früheren Mathema-
tikers, der vor einigen Jahren verunglückt ist. Ich
habe mich der Familie des wackeren P. an-
genommen; sie hat glänzend ihr Examen bestanden und
jetzt ist sie hier unentbehrlich. Sie macht sich sehr ver-
dient, nicht ist ihr zu viel und mit den beiden Mädchen,
die gerade so dumm sind wie ihre Mutter, weiß sie
sehr gut fertig zu werden.“

Oscar erwiderte nichts auf diese unseine Bemerkung.
„Sie ist wohl sehr fromm“, fuhr der alte Herr
fort, „jeden Morgen geht sie zur Kirche, aber ich habe keine
Luft daran, im Gengentheil. Ich meine aber, man muß
jeden seine Freiheit lassen. Das sage ich meinen An-
gehörigen auch immer. Wenn sie nur in der Freiheit ihres
Pflicht thun, dann mögen sie draußen reiben, was sie
wollen. Der Pfarrer und der Prediger mögen sehen,
wie sie mit ihren Reuten auskommen, jeder hat seine
eigene Schule; so ist jeder religiöse Hohn vermieden.
Überall spricht man von Socialismus, von Arbeits-
einstellungen und Unzufriedenheit, hier bemerke ich nichts
davon.“

„Glückliche Zustände!“ zürnte Oscar, „und bist
Du Willens, dein ganzes Leben in diesem Neste zu
verbringen?“

„Ja, ich habe hier die Villa gebaut, und ich muß
alles überwachen, aber die Gellie ist so geordnet“,
dabei warf er einen liebevollen Blick auf seinen Sohn,
„daß bei meinem Tode die Frau und die Mägde ver-
sorgt sind, während Du ein fürstliches Einkommen hast,
ohne daß Du Dich um irgend etwas zu kümmern
brauchst. Du kannst Dich niederlassen wo Du willst,
und Deine Diener werden Dir regelmäßig be-
sahen.“

„Herrlich!“

„Ich hoffe, daß es noch lange so dauern wird“,
sagte der Vater nach einer Weile, „wenn er vergebens
auf eine ähnliche Bemerkung von Seiten seines Sohnes
gewartet hatte.“

„Natürlich!“ war alles, was dieser zu sagen wollte.

IV.

Mit dem jungen van Deurne war wirklich nichts
anzufangen; er lag immer in seinem Zimmer oder
unter der Veranda, ohne irgend etwas auszuführen,
in idyllischer Langeweile, in vollkommenster Gleichgültig-
keit, und nichts war im Stande, ihn daraus empor zu
heben.

Er hatte vieles gesehen, genossen und gehört, obgleich
er noch keine fünfundsiebzig Jahre zählte, und schon
ermüdete und verdroß ihn alles; jeder seiner Wünsche
war von Jugend an erfüllt worden, spielend hatte er
alles gelernt, was er wissen wollte. Sein Vater ver-
götterte ihn und kam jeder seiner thörichten Capricen
nach. Seine Mutter, eine feingebildete Frau und guter,
aber verarmter Familie hatte er früh verloren; seine
Stiefmutter, die frühere Haushälterin seines Vaters,
sah in ihm gewissermaßen noch immer den jungen
Herrn, dem sie sich, wenn auch widerwillig, unterordnen
mußte.

Seine Stiefgeschwister bestanden kaum für ihn. Er
war ein verzogenes Kind in der vollen Bedeutung des
Wortes, und das war jammerlich, denn Oscar hatte
von Natur eine gute Anlage. Niemand dachte aber
daran, dieses Gute zu entwickeln, auf Villa Sijanna
führte man ein viel zu oberflächliches Leben, um an
die höheren Bedürfnisse von Geist und Seele zu denken.

Van Deurne wollte vor allen Dingen, daß sein
Sohn ein rechter Herr würde, und dies war ihm nur
zu sehr gelungen; Oscar hatte all' die schlechten Ge-
wohnheiten junger, eingebildeter Herren angenommen,
aber der Vater war blind dafür; endlich sollte der
Knabe die Welt bereisen. Die Reisen kosteten ihn

„Bist Du krank, Oscar?“ erkundigte sich der Vater.